

Beilage der „Neuen Freien Presse“.

Die Frauen und die Geschenke.

Von Pierre Weber (Paris).

Ein Sprichwort sagt: „Kleine Geschenke erhalten die Freundschaft.“ Sie halten vor allem die Geschäfte aufrecht — zumal in diesen Tagen, da die bedauernswerten „Herren der Schöpfung“ von dem schweren Schicksalschlag betroffen werden, schenken zu müssen. Denn es steht seit Ewigkeiten fest: Besagte Herren haben ihren Damen zu bestimmten Terminen Geschenke zu machen. Möchten sie aber selbst beschenkt werden, so wird ihnen schon dieser Wunsch sehr übelgenommen. Worin hat diese Verschiedenartigkeit der Beurteilung ihren Grund? In der Heiligen Schrift stehen in dem Kapitel, das vom Sündenfall handelt, die denkwürdigen Worte: „Sie erkannten, daß sie nackt waren.“ Ein erschütterndes Wort, die moderne Eva übersetzt es zu ihren Gunsten folgendermaßen: „Liedling, ich habe nichts mehr zum Anziehen.“ Deshalb vermutlich sind die Feigenblätter so sehr im Werte gestiegen.

Haben Sie schon einen Augenblick überlegt, welche Sturmflut von Ausgaben im Dezember sich über unser wehrloses Haupt ergossen hat? Erinnern Sie sich nur: Erstens der Steuerrest, zweitens andere terminierte öffentliche Abgaben, drittens rückständige Rechnungen, viertens die Weihnachtsgeschenke, fünftens die Neujahrgeschenke! Wieviel Geld kommt jetzt ins Rollen, aber merkwürdigerweise scheint niemand wirklich etwas davon zu haben.

Die Frauen haben eine wunderbare Geschicklichkeit, Geschenke zu provozieren. Manchmal finden sie aber einen noch geschickteren Partner. Als ich im Olympiatheater in Paris meine Bearbeitung des „Prinzen von Birken“ spielen ließ, hatte der Direktor den freundlichen Einfall, sich aus Amerika eine ganze Eskadron der hübschesten jungen Mädchen für die Songs of Cities in diesem Stück kommen zu lassen. Diese hübschen Amerikanerinnen brachten meine geschätzten Kollegen im Dramatischen in äußerste Verwirrung. Das Stück hielt sich bis um die Weihnachtszeit. Damals machte nun mein Kollege John R., Korrespondent einer Londoner Zeitschrift, einer dieser Damen auf das heftigste den Hof. Einer Mitz Klara T. . . . Eines Abends nun, als eben das Stück zur Wiederholung kam, vernahm ich hinter meinem Rücken einen höchst einfachen Dialog zwischen Klara und John. Klara, die Fingerspitzen ihrer linken Hand betrachtend, seufzte laut und vernehmlich: „Oh, ich möchte so gern zu Weihnachten einen Diamantring geschenkt bekommen!“ Eifrig Stille trat ein. Man hätte glauben können, ein kalter Hauch vom Nordpol her habe sich über den Saal verbreitet. Eine peinliche Minute des Schweigens. Es schien ein Jahrhundert zu dauern. Endlich vernahm man die Antwort Johns. Er sagte mit ganz leiser Stimme: „So etwas möchte ich auch gern geschenkt bekommen.“ Ich fürchte, die Beziehungen zwischen John und Klara haben seit diesem Dialog etwas von ihrer Süßigkeit verloren.

Die Frage: „Was werde ich geschenkt bekommen?“ ist für unsere neugierigen Mitschwester eine der wichtigsten. Soll man ihnen Geld anbieten? Sie werden es gewiß nicht zurückweisen. Aber sie werden doch Geschenke vorziehen, weil der Spender sich die Mühe nehmen mußte, darüber nachzudenken, was ihnen gefallen könnte. Auch mußte er es auswählen und überbringen. Die geschätzte Benefiziantin wäre nicht gern um das Vergnügen gebracht, den Geber sich mit der Sorge abzuquälen zu sehen: „Was wünscht sie sich eigentlich?“ Das soll er erraten! Deutlich wird es ihm nie gesagt. Es gibt ein ganzes Repertoire kleiner heuchlerischer Phrasen, das sich immer wiederholt und mich immer belustigt:

„Oh, du weißt, daß ich nicht anspruchsvoll bin. Ich möchte nur eine Kleinigkeit. Sie soll mir erweisen, daß du an mich gedacht hat!“

„Nur eine Bagatelle, ein Nichts. Wenn ich es sehe, werde ich an dich denken müssen.“

„Ich will nicht, daß du dein Geld für Dummheiten ausgibst.“

„Du weißt, wenn du nicht bei Kasse bist, hat es ja Zeit.“

„Man bekommt schon reizende Säckelchen zu einem bescheidenen Preis.“

„Vor allem etwas Nützliches. Das behält immer seinen Wert.“

„Lucie ist sehr glücklich! . . . Ihr Eduard hat sich toll verausgabt für sie!“

„Wäre ich ein Mann, wie würde ich meinen Liebling verwöhnen!“

„Ich bin keine Egoistin. Schon die gute Absicht genügt mir.“

„Ich, ich bin nur für das Solide. Nur keine Blendebilder!“

„Kauf mir nur ja nicht die gleiche Kette wie im vorigen Jahr. Niemand würde glauben, daß ich sie verloren habe.“

„Ich verlange gar nichts, ich verlasse mich ganz auf dich. Du bist immer generös gewesen.“

„Wenn es zu teuer kommt — nun, ich werde das Mus über die Summe, die du dir vorgenommen hast, selbst begleichen.“

„Berühm dich nur ja nicht den Kopf. Du kannst mir ja einen Schlüssel schenken, damit das Duzend wieder komplett wird.“

„. . . Ein paar Bonbons in einem Seidenpapier wären mir das Liebste.“

In Wirklichkeit legen die Frauen viel mehr Gewicht auf diese hübsche Förmlichkeit, zu schenken, als man eigentlich glauben sollte. Sie ist in der fraglichen Zeit das Thema aller ihrer Gespräche. Im Atelier oder im Salon oder wo immer unterhalten sie sich von nichts anderem, sie vergleichen und schätzen ab. Und Sie können mir glauben, die Männer werden dabei nicht milde beurteilt. Ist es Ihnen schon klar geworden: das Dasein unserer teuren Lebensgefährtinnen verläuft von einem Geschenk zum andern. Da ist zuerst das Taufgeschenk, wenn sie das Licht dieser Welt erblickte. Dann kommt der Geburtstag, Weihnachten, das Neue Jahr, Ostern — lauter erwünschte kalendrische Anlässe, zu ungerechtfertigten Geschenken zu gelangen. Außer diesen feststehenden gibt es noch besondere Anlässe: die erste Kommunion, später die Hochzeit, die verschiedenen Niederkünfte, der Hochzeitstag, das „erste Zahnen“ des Jungen — und erst die vielen Zufallsanlässe! Wenn die Dame Königin am Dreikönigstag geworden, wenn sie als Patin oder Franzeljungfrau gewählt wurde: immer ist es der arme Mann, der zahlen muß. Und immer sagt man ihm noch zum Trost: „Es gibt keine größere Freude auf der Welt, als zu schenken.“

Man sollte diese Freude nicht allzu hoch einschätzen, zumal wenn sie sich allzu häufig wiederholt. Das Peinlichste an der ganzen Angelegenheit ist für uns Männer die Durchführung der Zeremonie. Die Männer sind fast alle nicht sehr geschickt, jene kleinen kostspieligen Säckelchen auszuwählen, die man von ihrer Generosität erwartet. Diese Verlegenheit wird jetzt immer quälender. Früher half man sich mit einem Blumenkorb. Jetzt werden für Blumenarrangements gigantische Preise bezahlt. Für 10 Louisdor erhält man noch nichts Rechtes. Bei alledem sind Frauen für solche Blumenpenden sehr dankbar.

Sie wissen: In Frankreich ist es üblich, daß dramatische Autoren den Schauspielerinnen herrliche Blumenkörbe schicken. Maurice Hennequin, mein Mitarbeiter, fand diese Errichtung eines Blumenladens nach jeder Premiere absurd. Die schönsten Arrangements sind bald verweltet; nach drei Tagen wandert das Ganze in die Küche. Hennequin hatte den Einfall, jüngeren Interpretinnen hübsche, mit Geschmack gewählte Kunstgegenstände zu schenken, doch bevor er diese Absicht verwirklichte, wollte er erfahren, was die Damen vorziehen würden. Blumen oder Kunst? Sollte man es glauben? Alle diese Damen waren für die üblichen Blumensträuße. Jeanne Cheirel, die große Künstlerin, sagte uns dieses reizende Wort: „Ich ziehe Blumen vor, sie machen uns reicher.“

Schauspielerinnen besonders kämen ohne solche Blumengaben um eine besondere Sensation. Die prickelnde Neugierde beschäftigt sie jedesmal: wer wird bei der Generalprobe die schönsten Blumen bekommen? Wie werden sich die kleinen Kolleginnen „giften“, wenn die große Rivalin mehr erhält! So kommt es, daß manche Logen wahren Repositoren gleichen. Uebermorgen freilich sind diese Blumenwunder welk und dürr. Wie rasch welkt jeder Ruhm, nur künstliches Feuerwerk verprüht ebenso rasch.

Hier auf Erden wiederholt sich alles immer wieder in anderer Form. Wir beschweren uns über die maßlosen Steuern, die der Staat uns auferlegt. Doch wer sträubt sich gegen die Lasten, welche die mondäne Lebensführung uns zumutet? Es ist ein ewiges Gezeig: Der Junggefelte, der bei Freunden öfter zum Essen geladen war, muß sich am 1. Januar revanchieren — durch ein Geschenk an die Dame des Hauses. Darüber ist gar nicht zu diskutieren. Und überall wird jene eifersüchtige Neugierde hervorgerufen, von der ich sprach und die bei Frauen aller Gesellschaftskreise zu beobachten ist. Die großen Salonherrschnerinnen setzen ihren Ehrgeiz darein, mit Geschenken überschüttet zu werden. Sie danken stets mit der gleichen Redensart: „Wie Sie mich wieder verwöhnt haben.“ Versetzen Sie sich aber nur einen Augenblick in die Situation des armen Hagestolzes, der zu solchen Naturalleistungen verpflichtet ist. Welcher Art sind diese nun? Würdevolle Frauen ziehen im Gegensatz zu den Damen des Theaters das Dauerhafte vor. Aber welche Qual der Wahl! Es gibt eine Anzahl von Luxusgeschäften, in denen herrliche Dinge zur Schau gestellt werden, entzückende Dinge, die sehr viel Effekt machen und dabei von vollendeter Ueberflüssigkeit sind. Von der hübschen Bündelholzschachtel, in die man die abgebrannten Zunder steckt, und den tausend entzückenden Nichtigkeiten, die sofort Farbe und Façon verlieren. Und dabei welche Preise! Eine Nischenschale oder eine Zigarettendose kostet beinahe so viel wie ein Kostüm. Und dabei riskiert man immer etwas Furchterliches. Jedem schwebt bei diesen Einkäufen der Wunsch vor: mit möglichst wenig Geld einen Gegenstand zu erstehen, der besonders viel Effekt macht. Da nur sehr wenige Gegenstände diesen Voraussetzungen entsprechen, geschieht es nicht selten, daß die nämliche Dame zehn Bonbonnieren oder ein Duzend Likörservice erhält. Dies ist der einzige Fall, in dem zu viel des Guten schadet.

Für ein bescheidenes Budget war der Antiquitätenhändler eine Zeitlang die Rettung. Man wählte in einer verstaubten Butike irgend etwas Verstaubtes, ein Glas, eine Base, eine Statuette, ein Flakon oder dergleichen. Man ließ dann die Herrlichkeit ein bißchen reinigen und überfandte

sie, begleitet von Blumen oder Bonbons. Diese Möglichkeit ist uns leider nunmehr so gut wie verschlossen. Zunächst kennen selbst bescheidenere Frauen den Wert solcher Rippes sehr genau. Auch werden die Preise, seitdem jetzt förmliche Razzien auf die Antiquitätenhandlungen veranstaltet wurden, immer unerschwinglicher.

Mancher denkt, Marons glacés, eingelegte Früchte, Konfitüren, Schokolade könnten ihm aus der Verlegenheit helfen, aber auch hier sind die Schwierigkeiten nicht geringer. Man muß mindestens ein Kistchen schicken, und vor allem: es muß sehr luxuriös aussehen. Das kostet mehr als andere Geschenke und macht keinen allzu glänzenden Eindruck. Auf die Umhüllung allein kommt es an, ebenso wie bei den Parfüms auf die Flakons, der Inhalt ist nebensächlich. Dabei gibt es nichts Faireres als Bonbonnieren. Man schenkt sie fast immer wie Arbeitskörbe an das Stubenmädchen weiter oder an die Hausbesorgerin. Ueberdies sind diese Bonbonnieren fast nur mehr für die Empfängerinnen als Austauschobjekte verwendbar, die Marons glacés, eingelegte Früchte werden rasch mit einem Kärtchen an eine Freundin geschickt, der man verpflichtet ist. So wandert ein solches Paket manchmal durch ganz Paris, bis es endlich, ganz faniert, an einen braven jorgenbelasteten Familienvater gerät.

Bei Geschenken kommt es manchmal zu unvorhergesehenen Ueberraschungen. Erinnern Sie sich an die Geschichte, die einem berühmten Mitglied der Comédie Française passierte? Diese Künstlerin — heute ist sie verschollen — war wegen ihres Geistes berüchtigt. Sie besaß eine Schar Anbeter, die sie mit Geschenken bedachten. Einer von diesen, ein Russe, schickte ihr zu Neujahr einen herrlichen Sterlet in Eis. Die Schauspielerin ließ den Fisch ohne Säumen in die Markthalle bringen. Sie wollte möglichst großen Profit von diesem Geschenk. Einige Tage später besuchte der russische Freund Mlle. R. und sagte ihr: „Wie fanden Sie den Sterlet?“

„Oh, ausgezeichnet, teurer Freund“, sagte die Schauspielerin.

„Und die Türkisfen?“

„Welche Türkisfen?“ fragte die Schauspielerin beunruhigt.

„Über die Türkisfen, mit denen ich die Riemen garniert hatte.“

Ah, Mlle. R. hatte vergessen, daß ihr Russe Türkisfenminen besaß! Unmittelbar nach diesem Erlebnis, heißt es, erkrankte sie schwer. . . .

(Deutsch von Paul Berthelmer.)

Einfall einer Erzählung.

Von Hermann Bahr.

Als Robert das Untergymnasium glücklich hinter sich hatte, vermachte ihm der Anwalt in der ersten Aufwallung väterlichen Stolzes eine Reise; die gestrenge Mama gab ihren Segen dazu, froh, sich eine Weile von den Streichen des daheim sehr ungebärdigen Sohnes erholen zu können; Robert der Teufel hieß er im ganzen Hause. Sie fuhr natürlich nach Salzburg, in die Mozart-Stadt, doch Robert fragte nach Mozart so wenig als nach den großen Fürst-erbischofen, er verliebte sich auf den ersten Blick in den gewaltigen Untersberg, er mußte hinaus! Sein Herz schlug laut, des schweigenden Vaters bedächtigen Schritt kam dem eiligen Söhnchen kaum nach, er atmete auf, als er endlich oben im Schutzhause saß. Sie trafen da gute Gesellschaft an, Jäger und Schützen, die sich freuten, dem glühenden Knaben alle Sagen aufzutischen, von denen der ehrwürdige Berg umponnen ist, aber keine traf den Jüngling so tief ins Herz, wie die vom dünnen Birnbaum auf dem Wahlsferfelde. Die deutschen Stämme haben ja stets um den Borrang, jeder will Herr über alle, keiner Knecht sein, die Fehde ruht nicht, bis dereinst das Reich Gottes kommt. Dann blüht der dürr Birnbaum auf dem Wahlsferfelde wieder auf, dann steigt der jetzt verborgene Kaiser von seinem in Wolken unsichtbaren Thron, die hellen Menschen scharen sich um ihn und es geht die furchtbare Schlacht an, bis die dunklen Menschen niedergelagert sind — ja, da mußte doch Robert dabei sein! Auf seine Frage, welcher Kaiser denn aber eigentlich im Untersberg sitzt, den Anbruch der letzten Schlacht erwartend, gaben ihm die Jäger die Wahl frei zwischen Kaiser Karl und dem Kaiser Friedrich, ohne sich darauf einzulassen, welcher Karl, der Große oder der Fünfte, und welcher Friedrich, der Hohenstaufe oder gar der alte Fritz, die Herrschaft übernehmen wird; ja manche meinten, daß es weder ein Kaiser noch ein König, sondern ein böser Zwerg sein wird, aber das verdroß den Knaben, das ließ sein Stolz sich durchaus nicht einreden. Uebrigens war es ihm eigentlich gleich, wer den Oberbefehl über die Schlacht führen wird, er wollte nur dabei nicht fehlen, wenn die Stunde zum hellen Siege schlug.

Jahre waren seit der Wanderung Roberts auf den Berg der Geheimnisse vergangen in schweren Sorgen des Vaters, denn der Junge tat nirgends gut, immer wieder seinen Beruf wechselnd, in jedem seine Pflichten veräußend, bis dem Alten doch endlich die Geduld riß und er das mißratene Kind verstieß; er gab dem verlorenen Sohne noch Geld zur Fahrt nach Amerika, in der Neuen Welt ein neues